

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse

und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Mädchenherzen.

Hätt ich dein Herz in meiner Hand,
Wie wollt ich es streicheln und hegen!
Herzen sind alle von Gott gesandt
Und blühen auf allen Wegen.
Doch die Herzen wollen verschlossen sein,
Tief unterm roten Nieder.

Da schlummern die jungen Sünden ein
Und niemand wird empfangen sein,
Nicht Kuß, nicht Blüten, nicht Lieder.
Nur einmal wird das Herz zu laut
Tief unterm Nieder schlagen!
Und die Stube ist eng und der Himmel blaut,

Und die Welt ist licht und du bist eine Braut,
Und das Herz wird lächelnd sagen:
„Küß mich und nimm mich in Deine Hand!
Herzen sind alle von Gott gesandt
Und müssen ihr Wunder tragen . . .“

Hans Müller.

Die Lekten der Turm-Edelfink.

Von Adolf Dalwig-Hohenrode.

(Nachdruck verboten.)

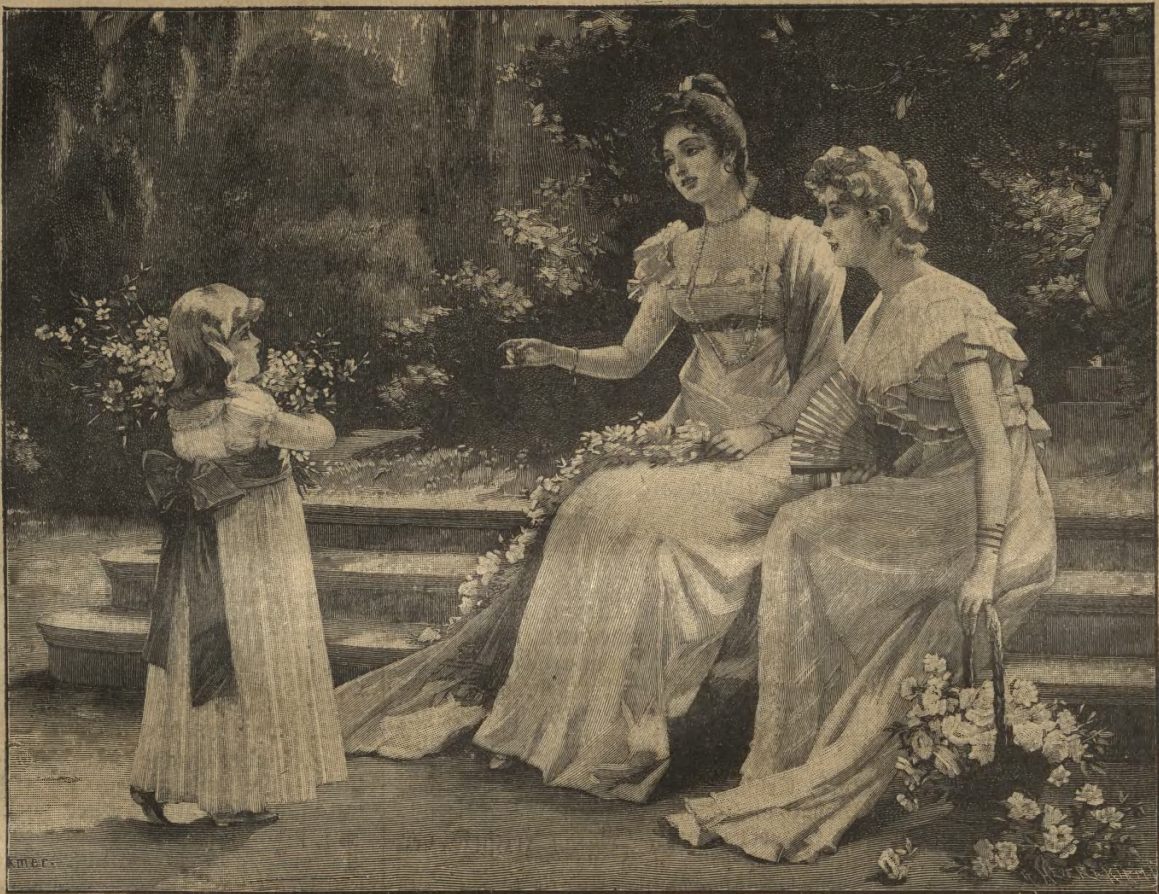
(Schluß.)

Margarete machte aber durch ihr Brüten, ihr Sinnen, ihr gänzlich verändertes Antlitz und Wesen auch König besorgt, der sie mehr wie einmal aufzurichten versuchte.

Sorgenvolle Tage für das Haus Turm-Edelfink! Und niemand sollte merken, was sich innerhalb der Familie abspielte, vor der Welt hieß es unverändert ein heiteres, stolzes Gesicht zeigen, aber es war doch schon mancherlei in die Öffentlichkeit gedrungen und die Gab-rechts mit ihrem Anhang hatte reichlich Stoff, allerlei Nichtswürdigkeiten zu verbreiten.

Die arme Margarete! Hartung gab ihr kein Lebenszeichen, antwortete nicht auf die flehendsten, rührendsten Briefe. Es war klar, er gab sie auf! Wie oft war sie gegangen, ihn zu sehen, wenn er aus der Schule kam, doch meistens war sie nicht allein und dann flüchtete sie in eine Nebenstraße. Und diese Versuche geschahen immer heimlich, sie hatte Mamas Befehl nicht befolgt, Hartung Kaiser zu meiden. Also nach Genf! „Wozu?“ fragte sie sich müde. „Nein, wenn Gott mir nicht hilft, vergehe ich. Serena läßt sich kaum sprechen. Alfred kann mir nicht helfen, er ahnt auch nicht, wie tief es hier innen sitzt. Mama ist so bedrängt, sie hat sich so bestimmt gegen mich ausgesprochen, daß ich ihr gar nicht mehr mit nutzlosen Bitten kom-

men mag. Und er? O Hartung, mein Hartung! Liebst Du mich denn nicht mehr, willst Du mich denn verzweifeln lassen?“



Die kleine Gratulantin. Von Hans Volkmer.

Sie wollte ihn darum fragen; sechs Uhr, um diese Zeit kam der Fleißige aus einer Privatstunde am Walle. „Ja, ich will ihn sprechen.“ In fliegender Eile machte sie sich fertig und gelangte ungehört durch den Gemüsegarten auf die Straße. Nur fünf Minuten, da kam er. Armes Kind, er sieht Dich groß an, zieht den Hut, sieht an Dir vorüber, und als Du ihn anreden willst, wendet er sich kurz ab und schlägt einen anderen Weg ein!

Sie faßt sich nach dem Herzen, taumelt und wankt aus dem Thore weiter dem Flüßchen entlang in die Wiesen, in die Dämmerung hinein. Ach, nur Ruhe möchte sie haben, gar nichts mehr fühlen, einschlafen, nicht wieder erwachen. Sie sieht nicht das herrliche Abendrot, vor ihren Augen hängt es wie ein blutiger Schleier. Ist dort der Himmel, in dem der wohnt, der gegen alle Menschen gütig ist? Sie fühlt die Sinne sich verwirren, thut einen Fehltritt, hält sich nicht und stürzt in den Fluß hinunter. Kein Laut entfährt ihr, aber zwei andere des Weges kommende Menschen schreien auf, die Präsidentin und Heßen kommen, blumenbeladen, von einem Spaziergange zurück. Gretels Rettung ist nicht schwer, da sie mit dem Kleide bald an einem Gebüsch hängen bleibt. So still wie möglich wird sie geborgen, Frau Brun bringt sie zum Bewußtsein zurück und nun ist die Frage, wohin, ohne Aufsehen zu erregen? „Zu Ihnen, Herr Heßen,“ entscheidet die Präsidentin, „Sie wohnen am nächsten und Ihre liebe Mutter läßt uns gerne Hilfe angedeihen.“

So wurde die Durchnähte der nahen Wohnung der verwitweten Frau Kantor Heßen zugeführt. Schon gleich nach ihrem Eintritt atmet Gretel, wie von einem schweren Druck befreit, auf. Wohin sie sah, Blumen, nichts als Blumen. Garten, Feld und Wald, alle hatten ihren Tribut zu mächtigen Sträußen geliefert. Der hohe Säulenofen glück einer ganz mit Gerank umspannenen Obeliske. Blühende Topfgewächse an den Fenstern, Schlingpflanzen in allen Ecken und dabei über dem ganzen eine Behaglichkeit, die, wie es ihr dünkte, von dem großen alten Schreibtische ausging.

Nun beugte sich noch die kleine, zierliche Frau Kantor über sie, das hübsche, fromme Gesicht, von einer Blondenhaube umrahmt. Nein, es war thöricht, das Leben zu verwünschen, es gab ja doch noch teilnehmende, gute Menschen.

Während die Frauen ihr trockene Kleider anlegten und Thee brachten, war Benedikt fortgerannt und kam bald mit Hartung Kaiser zurück. Dieser stürzte der Geliebten wie entgeistert zu Füßen und stammelte, nachdem er ihre Hände mit Küßsen bedeckt: „o Margarete, was wurde aus Dir, was wolltest Du thun?“

„Ja, was wird aus mir, da Du mich nicht mehr liebst?“
„Sei nicht verblendet, Geliebte, konnte ich anders handeln? Ach, Du kannst nicht zweifeln an meiner Liebe, eben so wenig wie ich an der Deinen. Doch Deine Mutter hat mir mein Ehrenwort abgenommen, und dieses ist mir heilig!“

Sie sprachen sich aus, versöhnten sich, während Poet Heßen das warme Eisen noch weiter zu schmieden beschloß, indem er zur Villa Turm eilte, und die Gräfin Klotilde mit großer Schonung in Kenntnis setzte, was geschehen wäre und was leicht hätte geschehen können. Die arme Klotilde ließ schnell anspannen und fuhr mit ihm zu seiner Wohnung. Untermwegs mußte sie noch manches von Härte, Stolz, Selbstmord aus Liebesgram, über sich ergehen lassen. Sie wollte ihre Jüngste auszanken, es ging nicht. Benedikt flüsterete: „Lieben, beglücken, die weil man lebt, wenn sie nun als Leiche vor uns läge, was wäre dann noch gut zu machen? Sehen Sie hier die nassen Kleider!“

Und sie schloß ihr geliebtes Nesthäkchen in die Arme, weinte, schluchzte und gab innerlich ihre Einwilligung zu allem, was die Gerettete nur wünschte. Darauf fuhren sie nach Hause. Aber die furchtbare Spannung der Nerven, die Gemüthserschütterung, das kalte Bad, ließen Gretel für die nächsten Wochen in ein Fieber verfallen. Neue Sorgen, neue Angst, und nur König konnte zeitweilig zum Troste kommen. Serena sah ihrer schweren Stunde entgegen. Helene war gänzlich unfähig zur Pflege und selbst in einer Art von Fieber, — blieb nur die gute Brun und Sabine.

In dieser Prüfungszeit aber erstarkte Klotilde immer mehr, sie wußte auch, wo sie ihre Kraft hernahm, aus kurzen, inbrünstigen Gebeten. Diese gaben ihr auch die Kraft, eine neue starke Ausregung zu ertragen; des Fürsten Bruder kam eines Tages unerwartet. Neues Fürchten, was mochte er wollen? Gebrochen, ohne eine Willensäußerung, saß Helene neben der Mutter, während sich die Brüder überlaut in russischer Sprache in einem Nebenzimmer stritten.

Von Unglücksfall, Mord, Erbschaft sprachen sie; Helene verstand diese Worte deutlich, wenn auch ohne Zusammenhang. Endlich kamen sie herein und in gebrochenem Deutsch erklärte der Besucher, Nikolaus müsse mit ihm heim nach Petersburg. Das Haus, welches ihre reichsten Verwandten bewohnten, sei in die Luft geflogen; ob ein Verbrechen oder ein Unglück vorliege, sei nicht

festzustellen, aber die Rydejeffs seien die alleinigen Erben von vielen Millionen Rubeln und mächtigem Grundbesitz. Bevor noch die Damen eine Aeußerung hervorbrachten, trat Nikolaus kalt auf Helene zu und sagte: „Ich mute weder Ihnen noch meiner Familie zu, Sie wieder in Petersburg zu sehen, ich werde fortan dort leben. Wir liebten uns nicht und Madame haben wohl die Güte, einen Anwalt zu bestellen; um uns beide von einer lästigen Gemeinsamkeit zu befreien, willige ich in eine Scheidung!“

Helene wollte sich erheben, sprechen, doch ihre Mutter sagte: „Still, mein Kind, es ist gut so!“

Während in den folgenden Tagen die gänzliche Abreise des fürstlichen Schwiegersohnes, sowie die Scheidung des Paares vorbereitet wurde, brütete der Fürst über einen Plan, wie er der Familie Turm noch empfindliches Weh bereiten könne. Am tiefsten verwundete er sie sicher, wenn er diesen vergötterten, bürgerlichen Schwiegersohn, den Liebling des Herzogs, der ihn hier um all seinen Nimbus gebracht hatte, und den er haßte, wie nur das Böse das Gute hassen kann, etwas zufügte.

Ja, diese stolze Kanaille, die von eigener Arbeit lebte, sollte ihre Strafe haben, dann wurde auch noch der Herzog getroffen. Aber wie König beikommen? Endlich hatte er seinen Racheplan entworfen. Dem Bruder gab er einigen Aufschluß darüber, indem er ihm vorlog, er habe mit dem Schwager noch einen Ehrenhandel auszumachen und es sei wegen eines eventuellen schlimmen Ausgangs nötig, zur schnellsten Abreise bereit zu sein. Sein Bruder that einige bezügliche Fragen und ordnete alles, während der Fürst Alfred zu sich bitten ließ. Letzterer bezeugte wenig Freude über diesen Wunsch; was haben wir uns noch zu sagen? meinte er unwillig. Weil er fürchtete, Helenes Gatte möchte sonst zur Waldvilla kommen und Serena in diesen kritischen Tagen erschrecken, ließ er sie in der Obhut ihrer Mutter und ging eilig zur Stadt hinunter. Der Fürst empfing ihn mit höhnischer Freundlichkeit, die bald in offene Beleidigungen überging. König durchschaute schnell die Absicht der Provokation, war aber nicht der Mann, der sich Ehrenkränkungen gefallen ließ oder Furcht bezeugte. Deshalb gab er seiner Entrüstung, seiner Verachtung unumwunden Ausdruck und plötzlich schrie der Fürst: „Infamie über Infamie, Sie müssen sich mit mir schießen und sofort!“

„Mit Ihnen? Nein, Sie sind mir moralisch kein ebenbürtiger Gegner! Ah, sieh' da, die Mordwaffe schon bereit, aber Ihr wohlbedachtes Vorhaben, mich zu töten, soll Ihnen nicht gelingen, Sie Elender!“

„Genug, Kanaille, wehre Dich oder ich erschiefe Dich!“ Damit drängte er ihm den einen Revolver auf und machte sich selbst schußbereit. Mit einer schnellen Bewegung jedoch schlug König ihm kraftvoll die Waffe aus der Hand, seine ebenfalls fortschleudernd und sich zum Gehen wendend.

Sein Gegner zog jetzt eine Pistole aus der Brusttasche und zielte abermals auf den jetzt Wehrlosen; er hätte ihn erschossen, wenn nicht plötzlich und unerwartet Helene dazwischen gestürzt wäre und dem Schusse durch Zurückreißen des Armes eine andere Richtung gegeben hätte. Sie hatte sich vorher in diesem Zimmer aufgehalten und war bei den Schritten ihres Gemahls ungehört auf den daran befindlichen Balkon geflüchtet, um, durch die schweren Vorhänge geborgen, Zeugin des ganzen Vorganges zu werden.

Wütend, außer sich, wandte sich der Mann zu seiner Frau. König ließ ihn aber nicht Zeit zur Ueberlegung, zu einem neuen Gewaltstreiche, sondern stürzte sich auf ihn und warf ihn zu Boden, während Helene durch Hilferufe das Haus alarmierte. Von allen Seiten eilte man herbei, auch der Bruder des Fürsten und Gretels Arzt. „Hilfe, Hilfe,“ stöhnte Nikolaus, „Bruder, man will mich ermorden.“

„Nein, es ist umgekehrt!“ schrie die Fürstin und hielt den zum Beistand nach einer Waffe Greifenden zurück. „Dort stand ich, hörte, sah, was vorging, mein Gemahl lockte ihn her, um ihn zu töten!“

„Sie lügt! Es ist nicht wahr!“
„Daß sie die Wahrheit sagt, daß bin ich Zeuge,“ sagte der Arzt. „Ich saß nebenan, um ein Rezept zu schreiben für die junge Komtesse und vernahm den ganzen Streit!“

„Nikolaus, Nikolaus! Wozu dieses, was wird nun aus Dir?“
„Zu seinen Fälschungen kommt nun noch die Anklage wegen verübten Mordes,“ antwortete König grimmig und zu den Dienern: „Einer holt die Polizei und Ihr anderen nehmt ihn hier vom Boden und haltet ihn!“

„Gnade, Gnade, nicht so, Herr,“ bat des Fürsten Bruder, „o lassen Sie uns ziehen, ich flehe Sie an!“ Auch Helene bat inständig, doch König blieb hart. Da plötzlich draußen ein lauter Ruf nach ihm, sein Diener sprang herein: „Herr Doktor, Herr Doktor! Frau Gräfin lassen bitten, sofort nach Hause zu kommen.“

Frau König war inzwischen von einem Sohn entbunden worden.

König begab sich sofort nach Hause.

Den Fürsten ließ man ungehindert ziehen. Er führte fortan in Petersburg ein Leben, das so kostspielig ist, daß in kurzer Zeit auch sein ererbtes großes Vermögen den Weg gehen wird, den das von Helene in die Ehe gebrachte gegangen ist.

Nur wenig Umstände verursachte die Scheidung. Helene war völlig gefaßt und froh, als die lästige Fessel zerrissen war.

Drei Jahre später ist der Storch abermals in der Waldvilla eingeehrt und dieses mal mit einer Tochter. — — —

Auf der geräumigen Veranda sitzt die Familie, zu der auch die Regierungspräsidentin und Heßen gezählt werden, im traulichsten Beieinander. König als echter Hausvater, mit der langen Pfeife im Munde, ein Probeexemplar seines neuesten Werkes durchsehend, Serena eine schöne blühende Kerngestalt, wie ihr berühmter Gatte, plaudernd neben ihm, das Glück in ihren Augen. Nur einmal hatte der Gatte ihr Kummer bereitet, indem er im Auftrage der Regierung eine halbjährige Reise nach den Kolonien unternahm. Doch jetzt bleibt er bei ihr; das fertige Museum, seine Bücher, seine Kinder halten ihn fest. Neben Nesthäkchen Gretel, wer sitzt denn da? Ist das Hartung Kaiser, den die Verzogene einst Badfisch titulierte? Dieser hübsche Mann mit einem Wollbarte, fast so lang, wie ihn König trägt? Nein, das ist nicht der Schulmeister „Herr Hartung Kaiser,“ das ist Herr Dr. phil. Kaiser.

Diesen Titel hat sich der baldige Gatte Gretels durch die Fürsorge Klotildens in Halle geholt und unweit der Villa Turm erhebt sich ein imposanter Prachtbau, ein Erziehungsinstitut für arme, aber begabte Knaben des Volkes mit der Inschrift: „Stiftung der Letzten Turm-Edelfinks.“ Serena hat fast ihr gesamtes Vermögen zu dem Bau hergegeben und auch Margarete hat ein gut Teil dazu beigetragen.

Kaiser ist Vorstand dieser Schule und Helene, die geschiedene Fürstin Rydejeff, tröstet sich, daß, trotz ihrer nach jener Schreckensstunde, wo sie den ehemals so gehaßten Schwager das Leben rettete, weiß gewordenen Haare, die Idealgestalt, welche das künstlerisch bedeutende Marmorbild mit der Inschrift trägt, ihre klassisch schönen Züge trägt.

Sie hat sich völlig in ihr Schicksal gefunden und hält mit den bürgerlichen Schwagern gute Freundschaft. Es ist ihr klar geworden, daß nur wahre aufrichtige Liebe dem Leben Wert verleihen kann und so sucht auch jetzt sie dem Leben neue Reize abzugewinnen. Die Kinder Serenas hängen mit aufrichtiger Liebe an der Tante und sie fühlt sich in dem Kreise all der Lieben so wohl und glücklich, wie nie zuvor in ihrem Leben.

Am zufriedensten ist Klotilde, ihr Bild ist köstlich vollendet, doch ihre alte Korpulenz kommt nicht wieder. Die Enkel nehmen die geliebte Großmutter zu sehr in Anspruch, sie will mit niemand die Aufsicht darüber teilen, seitdem sich Sabine mit zweiundvierzig Jahren noch verheiratete und zwar mit einem alten Seifenkoch, der aber „von“ war. Nun war die alte Getreue stolz, Klotilde gönnte es ihr und hatte sie mit einer schönen Aussteuer beschenkt. Das war eine Aufregung in den Kreisen, in denen die Turm-Edelfinks verkehrten, als dies bekannt wurde.

Helene wäre in der ersten Hitze bald in ihren alten Fehler verfallen und wollte schon ihrer Mutter mit Klagen zu Halbe. Aber Klotilde war nicht für diese zu sprechen. Sie wies auf ihre Schwiegerföhne hin und so war auch Helene bald wieder versöhnt.

Von ihrem geschiedenen Gatten drang nur selten etwas zu ihren Ohren und was sie hörte, war nicht dazu angethan, ihn in ihren Augen zu heben. Er hatte sich in den tollsten Strudel des Petersburger Lebens gestürzt und so war, wie vorauszusehen, er eines Tages wieder ein mittelloser Mann. Da er sich nicht nach Deutschland wagen durfte, blieben die Turm-Edelfinks von ihm unbehelligt und Klotilde und Helene gingen stillschweigend über alles hinweg. Alles war vergessen und ein neues, von jedem Adelsstolz weit entferntes Leben hatte begonnen.

Nur wenn Klotilde für sich allein saß und in Geiste die Vergangenheit an ihrem Auge vorbeiziehen ließ, sprach sie

öfter leise vor sich hin: „Ja, der Adel, — Sabine, meine alte Köchin, einen adeligen Gatten. Herr von Renka außerhalb vermählt mit der Tochter eines reichen Kaufmannes, der sich den Adel kaufte, und zwei meiner Töchter ganz bürgerlich verheiratet. Und doch, wie glücklich bin ich, allen Klatsch zum Nerger. O mein Erich, sähst Du Deine Klotilde! Wie Gott es fügte, die Prophezeiung ist in ihrem ganzen Umfang erfüllt: an einen Fürsten, einen König, einen Kaiser vermählten sich die Letzten der Turm-Edelfinks!“



Der amerikanische Erfinder Haschke führt die Durchbrennung einer 25zölligen Stahlplatte mittelst glühender Kohlenspitze vor.

Der einmal wandernd in die Ferne zog.

Wer einmal wandernd in die Ferne zog,
Und hat des Hauses frommen Herd verlassen,
Das Glück zu suchen, das von dannen flog,
Der fühlt sich einsam bald auf öden Straßen.

Der Zauberdunst der Heimat zieht ihm nach
Auf Schritt und Tritt nach Osten und nach Westen,
Und wie behaglich auch das fremde Dach.
Ach, immer lebt sichs doch daheim am besten!

Der Stunde, die im fernen Land verklingt,
Ist selten nur ein reiner Friede eigen
Und nur des Tags verworrenes Treiben bringt
Manchmal das sehnsuchtsvolle Herz zum Schweigen.

Allmählig aber grüßet still von fern
Das Glück, das unvergessen uns geblieben,
Und drüber steht ein nieverglühnder Stern.
Das Angedenken Derer, die uns lieben. fr. Kaver Seidel.

—*— Kleider machen Leute. *—

Von Paul Blif.

(Nachdruck verboten.)

Ich erzähle Ihnen im Nachfolgenden die Geschichte meines besten Freundes. Er heißt Leopold und ist ein dramatischer Dichter, leider ein platonischer Dramatiker, das heißt: ein noch nicht aufgeführter.

Man weiß ja aus Erfahrung, daß so ein armer Kerl leicht als eine komische Figur gilt, trotzdem er des Lebens ganzen bitteren Ernst zu durchkosten hat.

Nun, die Meinung seiner edlen Zeitgenossen ließ Herr Leopold sehr kalt; er war Philosoph und lächelte nur über die Neckereien all der kleinen Gernegroße und Neidhammel, denn er war fest davon überzeugt, daß auch ihn ein glücklicher Zufall eines Tages auf den Schild des Ruhmes heben würde.

Sonst aber war er ein lieber herziger Kerl, trug lange Locken und kurze Hosen und ärgerte sich unbegreiflicherweise darüber, daß Schiller dem königlichen Schauspielhause in Berlin noch immer den Rücken zugekehrte. Eine Schwäche hat schließlich jeder Mensch!

Herr Leopold wohnte in einer Mansarde und hatte eine vorzügliche Schornstein-Aussicht. Sein Zimmerchen war im Sommer drückend heiß und im Winter bitterkalt. Auch die übrigen Ansprüchen, die Herr Leopold an das Leben stellte, waren mehr als bescheiden. Ein warmes Mittagessen gehörte zu den Seltenheiten, und seine Garderobe war gerade nicht sehr salonsfähig, denn er verstand es absolut nicht, die Leute anzupumpen.

Natürlich machte sich alle Welt über seine Kleidung lustig. Denn wer fragt heute noch seinen Nächsten, ob seine Rechnungen bei Schneider, Schuster oder Wäschelieferant bezahlt sind? Bedingung ist nur, daß man sich tadellos trägt — sonst ist man eben nicht gesellschaftsfähig.

Herr Leopold kümmerte sich auch darum nicht. Er schrieb ein Stück nach dem andern, reichte sie allen Theatern ein, bekam sie von allen Theatern wieder zurück, schimpfte auf die Direktoren, noch mehr auf die Dramaturgen, legte dann Stück für Stück in seinen Schreibtisch und wartete, bis seine Zeit da sein würde.

Da eines Tages geschah das Wunder.

Er traf einen alten Jugendfreund wieder, einen Herrn Wolfsmilch, der sich vor kurzem als Schneidermeister etabliert hatte, aber noch fast gar keine Kundschaft besaß, trotzdem er sein Handwerk durchaus verstand. Und dieser gute Freund hatte eine famose Idee.

Er sagte: „Leopold, ich mache Dir einen eleganten Anzug und Du empfiehlst mich bei all Deinen Bekannten.“

Leopold wurde verlegen und sträubte sich, weil er keine Schulden machen wollte. Aber der unternehmende Tailleur redete so lange, bis dem armen Dichter die Entgegnungen fehlten.

Also bekam Herr Leopold einen neuen Gesellschaftsanzug — Rock, ausgeschnittene Weste und weite Hosen mit Bügelfalte, tadellos sitzend und elegant. Da nun aber auch Hut, Stiefel und Wäsche dementsprechend sein mußten, so schaffte Meister Wolfsmilch auch diese an. Nun war der „Kavalier“ fertig.

Die Wirkung war ganz enorm. Alle seine Bekannten starrten ihn wie ein Wunder an, hundert Fragen sollte er auf einmal beantworten.

Er sagte aber mit der größten Seelenruhe: „Die Sache ist sehr einfach. Ich habe einen alten Dinkel beerbt.“ Sogar flunkern konnte er jetzt, das glaubte er dem neuen Anzug schuldig zu sein.

Und siehe da — plötzlich hänselte ihn kein Mensch mehr. Alle fanden, daß er eigentlich ein ganz feiner Kerl war, den man entschieden verkannt hatte. Und jeder wollte natürlich sofort die Adresse des Schneiders wissen.

Leopold machte ein vollständig gleichgültiges Gesicht; er nannte so obenhin Namen und Wohnung des Tailleurs, wunderte sich insgeheim aber nicht wenig über das rasche Wachsen seines Ansehens.

Meister Wolfsmilch aber hatte seinen Zweck erreicht: jetzt kamen und gingen die Kunden bei ihm nur so und nach wenigen Tagen schon stellte er einige Gefellen ein.

Der feine Leopold hatte sich in seine neue Rolle sehr bald eingelebt. Nur fand er, daß so ein eleganter Anzug seinem Träger auch neue Pflichten aufzwang. So konnte er jetzt nicht mehr dritter Klasse in der Stadtbahn fahren, er durfte auch nicht mehr seine einfachen Restaurants aufsuchen, und Sechspfeinig-Zigaretten durfte er schon gar nicht mehr rauchen, wenn er in Gesellschaft seiner Bekannten war.

Das alles war er dem neuen Anzug und der angeblichen Erbschaft schuldig — und das alles erforderte Geld, sehr viel Geld.

Aber auch dies hatte der intelligente Meister Wolfsmilch vorausgesehen. Er gab mit Freuden die nötigen Summen her, denn sein Geschäft besserte sich ja von Woche zu Woche, und er wollte sich dem Freunde dankbar erweisen.

Eines Tages wurde ein Chefredakteur auf Herrn Leopold aufmerksam. Er fing an, sich für den eleganten jungen Dichter zu interessieren, lud ihn zur Mitarbeit am Unterhaltungsteil seines Blattes ein und bewilligte ihm recht ansehnliche Honorare.

So verdiente nun auch Leopold Geld.

Und jetzt kam er mit Riesenschritten vorwärts. Er arbeitete unermüdlich, immer nur kleinere Sachen, die er aber reizend los wurde. In wenigen Monaten war er Mitarbeiter bei fast allen besseren Wochenschriften.

Der Kreis, in dem er verkehrte, hatte sich inzwischen ungemein erweitert. Er war nun in vornehmen Familien eingeführt und lernte reiche und einflussreiche Leute kennen, die sich ein Vergnügen daraus machten, junge Talente zu fördern und bekannt zu machen. Natürlich hatte er jetzt auch eine elegante Garconwohnung genommen, so daß er seine Gönner und Freunde bei sich empfangen konnte. Von Meister Wolfsmilch hatte er inzwischen noch einen Gesellschaftsanzug und einen Frack bezogen, und nun ging es in rasendem Tempo vorwärts. Der gute Leopold war bald „Mode“ geworden. In einer Gesellschaft lernte er einen Herrn Theaterdirektor Geldenmund persönlich kennen. Der Mann sprach viel dummes Zeug von Kunst und Litteratur, aber dafür trug er echte Brillantknöpfe. Mit Gönnermiene trat der Bühnenmonarch zu ihm heran und sagte mit Pathos: „Aber, mein lieber Freund, warum schreiben Sie denn kein Stück für mein Institut?“

Und Herr Leopold lächelte verständnisvoll: „Herr Direktor, ich habe ein neues Stück fertig!“

„So reichen Sie es mir doch ein, lieber Freund! Ich warte ja nur darauf, Sie berühmt zu machen!“

Herr Leopold nickte nur wieder verständnisinnig. Dann ging er nach Hause, nahm das letztgeschriebene Stück, klebte ein neues Titelblatt ein, änderte den Titel, und brachte es dem Direktor. Das Stück war von ihm schon einmal demselben Direktor eingereicht, jedoch ohne Angabe von Gründen abgelehnt worden.

Bereits nach acht Tagen schrieb der Herr Direktor höchst eigenhändig, daß er seit Jahren kein so hervorragend gutes Stück gelesen habe. Das Schauspiel wurde aufgeführt und hatte einen Bombenerfolg. Die Theater-Direktoren rissen sich förmlich darum, und begannen den glücklichen Dichter in jeder Weise auszuzeichnen. Er ward alle seine Stücke, die in den Tiefen seines Schreibtisches der Auferstehung harrten, im Handumdrehen los. Nach Jahresfrist bereits war er berühmt, reich und hochgeachtet.

Wenn er aber einmal beim Meister Wolfsmilch ist und sich einen neuen Anzug machen läßt, dann sagt er wohl manchmal voll Dankbarkeit: „Du hast mich zu dem gemacht, was ich nun bin, Du allein!“

Und der kluge Schneidermeister erwidert dann lächelnd: „Ja, ja, das alte Sprichwort gilt auch heute noch: „Kleider machen Leute!“

—*— Das Roggenkörnlein. *—

Jüngst wogte hier ein weites Aehrenfeld
Nun ging dahin sein sommerliches Prangen,
Am Dornstrauch nur blieb eine Aehre hängen,
Aus der ein Körnlein in die Hand mir fällt.

Aus diesem grauen Ackerkorne steigt
Ein neuer Halm und eine neue Aehre,
Ein Kornfeld einst, das sich gleich goldnem Meere,
Leis rauschend vor dem Hauch des Ewigen neigt.

Von Segen fühl ich träufen meine Hand;
Ein unbegrenzter Strom von Lebensfülle
Ergießt sich aus der unscheinbaren Hülle
In sonnigen Segenswogen durch das Land.

Denn alle Macht, Gewalt und Herrlichkeit
Des Lebensstroms aus ewigem Liebesborne
Wogt jetzt durch meine Hand in diesem Korne
Dahin von Ewigkeit zu Ewigkeit. Julius Kohnmeyer.



Abzug von der Alm. Nach dem Gemälde von Chr. Mali.

Das Pflegekind.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Blitzschnell war sie in ihren Kleidern, lockte das in der Küche um den Ofen versammelte Federvieh zu sich herein, und hielt prüfend Umschau unter der Gesellschaft. Dann langte sie sich die Prachtexemplare des Bestandes, zwei Enten, deren Gefieder neben dem leuchtendsten Stahlblau ein paar Brustflüge vom zartesten Weiß zeigten; sie hüllte die Tiere in ein Tuch und legte sie in diesem auf ihr Bett. Darauf jagte sie den übrigen Teil der Versammlung wieder in die Küche zurück.

Nun setzte sie sich auf den Bettrand, neben das lebendige Bündel, und küttete leise das Tuch.

Sofort fuhren die Enten mit ihren Köpfen in die Höhe, ans helle Tageslicht.

Aber rasch, ehe sie die Häse noch völlig emporgerückt hatten, gab Nettchen ihnen mit dem Zeigefinger einen leichten Schlag auf den Schnabel, daß sie erschrocken wieder zurückfuhren unter die Hülle des Tuches.

Dieses Experiment wiederholte sich wohl fünfzig mal. Denn ehe sie zu den ersten Stadien des Unterrichtes schritt, sollten die Tiere ihre Herrin und Meisterin kennen lernen.

Es erwies sich, daß Nettchen nicht übel kalkuliert hatte; als sie jetzt endlich das Tuch völlig öffnete, wagten die Vögel nicht davonzuhuschen. Nicht aneinander gedrängt, mit runden, raschen, im Kreise gehenden Augen saßen sie gehorsam da. Sie waren zahm.

Nettchen nahm das eine der Tiere, setzte es auf den Boden, und trieb es durch leichte Berührungen mit einem Stöckchen vor sich her, rund im Zimmer herum.

Doch bei jedem zweiten Schritte klopfte sie mit dem Stocke auf den harten, von Federn überpolsterten Kopf der Ente, sodaß dieselbe in übertriebener Angst denselben duckte, was sich jedesmal wie ein Kompliment ausnahm.

Als Nettchen diese Übung eine Stunde lang fortgesetzt hatte und das Stöckchen einen Moment lang aussetzte, geschah das Ersehnte: Ohne allen Antriebs duckte die vor ihrer Meisterin herlaufende Ente ganz von selbst bei jedem zweiten Schritte den Kopf.

Nettchen nahm sie vom Boden auf, und drückte das sich wehrende Geschöpf enthusiastisch in den Arm.

Dann teilte sie mit ihm ihr Weißbrot und den Kaffee, der inzwischen eiskalt geworden, und von der die Momente der Freiheit benützenden zweiten Ente zur Hälfte umgestoßen worden war.

Als Nettchen mit ihrem anscheinend so eifrigen Zögling den Unterricht wieder aufzunehmen begann, zeigte sich, daß er alles vergessen hatte.

Anstatt sich zu verbeugen, flatterte er wie besessen über den Fußboden, in den Spucknapf hinein, wo er sich im frischen Sande mit lautem Protest-Geschnatter niederließ.

Allein Nettchen ermüdete nicht. Wieder und wieder ergriff sie den Vogel. Wieder und wieder lockte, glückte, schubste sie, ließ sie das Stöckchen tanzen, oder quittierte sie einen Wutschrei des Tieres mit aufgeregten, erklärenden Worten.

In der Gefräßigkeit der Ente fand sie ein Hilfsmittel zur Vollkommenheit des Unterrichtes. Immer wenn der Vogel in Gedankensumpf den das ersehnte Kompliment gemacht, fühlte er sich emporgehoben und ein Stück Brot in seinen Schnabel gestossen, das er mit fieberhafter Raschheit herunterwürgte, bis ihm endlich ein Licht darüber aufzugehen schien, daß, um viel, unendlich viel solcher Brocken zu schlucken, er viel, unendlich viel mal sich zu verbeugen habe.

Nach acht Tagen hatte Nettchen die Tiere so weit, daß sie in guter Haltung, gehorsam hinter einander gereiht wie zwei Soldaten, durch die Stube schritten, vor der Schwelle Halt machten, auf den Ruf „links um!“ eine Wendung vollbrachten und bei „rrührst Euch!“ sich hoch in die Höhe hoben, mit den Flügelstschlügen und ein helles, tatterndes Geschrei ausstießen.

Für den Anfang bedeutete das schon einen Erfolg. Und Nettchen, von glühendem Enthusiasmus gepackt, träumte nun von der Zukunft und ihrem klingenden Lohn. Wie ein Philosoph grubelte sie stundenlang, um immer neue Zeichen der Intelligenz an ihren Zöglingen herauszufinden; ihr scharfer und klarer Kopf begann zu arbeiten, sich einen ganzen Plan, eine ganze Methode zu schaffen, und sie, die früher keine ruhige Stunde des Stillstehens gekannt hatte, konnte nun stundenlang verweilen, ihre beiden Enten im Schoß, deren Köpfe sie graulte, während sie bereits neue Instruktionen entwarf, um sie den unglücklichen Tieren anzuhängen.

Sie begnügte sich nicht mit diesen beiden machtlosen Geschöpfen ihres Willens. Nach und nach nahm sie ein paar Tauben, einen jungen Ruthahn und die bevorzugteste Gattin des Hahnes dazu, und während sie tagsüber der Federviehhändlerin durch Hilfsleistungen in den schwersten und größten Arbeiten den ihr gewährten Unterhalt vergütete, war sie vom ersten Morgengrauen an bei ihren Geschöpfen, von denen sie eine Anzahl durch kontraktliche

Verpflichtungen für die spätere Erlegung der Rauffumme von der Händlerin als Eigentum erwarb.

Die Händlerin, welche den Erfolg des Experimentes wohl zu erfassen vermochte, hatte gegen diese Art der Abmachung nichts einzuwenden. Aber heimlich bedauerte sie, nicht aus eigener Initiative auf den lukrativen Einfall gekommen zu sein, und sie versuchte in einsamen Stunden an ihrem beschnebelten Personal die versäumten Bildungsversuche nachzuholen.

Aber sei es, daß ihr die Elastizität des belehrenden Geistes, die Geduld, und auch wiederum das Feuer der Ausdauer fehlten: kurz, bei diesen Unterrichtsstunden kam nichts gutes heraus; die erschrockenen Tiere bissen und hackten ihre schwerfällige Lehrerin, und die Aufregung, das Geschnatter und Geschrei, verbunden mit den Zeichen der Angst, die sich am Plage des Unterrichtes häuften, verleiteten der phlegmatischen und sauberen Frau bald diese neue Berufswahl.

Zum Frühjahr konnte Nettchen mit ihren Tieren zum ersten Jahrmarkt ziehn.

Sie hatte sich einer Spezialitätentruppe angeschlossen, einer Gesellschaft Artisten, die im Winter auf ganz anständigen Provinzbrettern ihre Leistungen darboten, im Sommer jedoch, wie so der jachtmännische Ausdruck lautet: „auf der frummen Kante lagen.“ Diese Deutchen nahmen insgesamt jeden Unterschlupf, der sich ihnen für die „faule“ Jahreszeit bot, ohne weitere Bedenken an; und so kam es, daß Nettchen unter der Reisegesellschaft, die sie durch Vermittelung eines Agenten zusammengefunden hatte, ein paar Herrschaften vortraf, die schon die halbe Welt durchflogen hatten.

Der Wagen, in dem die Gesellschaft reiste, war ein großer, schöner, mächtiger Kasten, nagelneu aus der Werkstatt eines der ersten Wagenbauer in den Besitz des Truppendirektors Stanioli übergegangen.

Ohne einen solchen, klingenden Namen geht es nun einmal bei diesen Deutchen nicht ab. Der Direktor, ein früherer Zuschneider, hieß in Wirklichkeit W. Bleiskappel, aber mit der ihm zu Gebote stehenden Uebersetzungskennntnis hatte er Staniol aus seinem Vatersnamen gemacht.

In dem großen, grünen, nagelneuen Wagen, der eines Tages den Berliner Vorort Nixdorf verließ, um über Halle und Naumburg ins Thüringische hinaus zu futschieren, war nach dem Vorbild der Arche Noah Vorsehrung für eine Ansammlung Menschen getroffen, die auch des lieben Viehes nicht vergessen durften; und so teilte sich das Apartement in die Kabinen der aufrecht Gehenden und in die Käfige und Kammern der Kriechenden, Hüpfenden, Glucksenden, Bellenden und Weisenden.

Nettchen hatte mit der Tochter des Direktors ein Kämmerchen inne, so eng, daß sie sich gerade darin umdrehen konnte. Aber dicht über ihrem Bett war ein Schiebefenster angebracht, das sie tags über und oft auch des nachts geöffnet hielt, und da sie gerade vom Kopfpolster aus durch dieses Fenster hinausschauen konnte in die Landschaft, merkte sie die Enge ihres Käfigs nicht, sondern es gehörte ihr die ganze, große, vorbeifliegende Welt.

Der Frühling war da, als sie ins Thüringische einzogen. Es war so grün und warm unter Gottes blauem Himmel, daß den Menschen das Herz in der Brust lachen mußte.

Um den grünen Wagen herum und hoch über ihnen hinweg schwirrten die Schwalben. Die blühenden Apfelzweige, die zarten Trauben des Goldregens, und die lila Farbenbüschel des Flieders streiften die winzigen Schiebefenster, wenn das ungeheure Gefährt durch enge Wiesenwege mußte.

Auch das Häuflein Männer und Weiber, das der Wagen mit sich führte, spürte den Frühling. Auf den fahlen, von der Schminke zerbissenen, und vom Schicksal wie mit eisernem Griffel gezeichneten Gesichtern glänzte etwas wie Lebenslust.

Welche Last rauher und oft verzweifelter Geschichte — diese für den Augenblick an einander gereihten Zigeunerleben, die der Herbst wieder auseinanderzuschütteln wird, wie welke Blätter von einem Baume.

Wo kamen sie hin, wo blieben sie dereinst, wo ließen sie eine Spur zurück? —

Nettchen saß auf der kleinen Treppe, die von der Wagenthür zum Erdboden hinuntergelassen wurde, sobald das Gefährt an seinem Ziele hielt.

In der Nähe eines Kurortes vor einem Gasthause hatte man Halt gemacht.

Das Haus lag eine Strecke vor dem Ort und kein neugieriges Volk bildete wie an belebten Punkten eine Ansammlung rund um den Wagen.

Die Männer und Frauen waren ausgestiegen, um sich im Wirtszimmer zu erquicken.

Auch Nettchen erhob sich, und gesellte sich ihnen zu. Um den

großen Tisch in der Gaststube hatten sie sich im Kreise niedergelassen.

Der Wirt hatte Brot, Schinken, Eier aufgetragen, und da die Einnahme der letzten Tage eine gute gewesen, kargten die Männer nicht und bestellten Bier, Brantwein und Grogg.

Grogg fand bei allen die beifälligste Aufnahme. Trotz der lauen Frühlingsnächte froren sie durchgängig in den dünnen und dürftigen Betten, über die durch die unsichtbaren Fugen der Bretterwände des Wagens die kühle Nachtlust dahinstrich.

Eine der Frauen, deren Ernährer ein kleines, zartes Männchen, der artistische Leiter des Unternehmens war, säugte ihr Kind an der Brust. Eine zweite, ein schönes aber verblühtes Weib, die Trapezkünstlerin, scharmuzierte mit dem Gastwirt, was dessen ab- und zugehende Gattin mit Achselzucken überfah.

Ein junges Mädchen in einem erwachsenen Matrosenanzug stand am Fenster und blickte gelangweilt hinaus, Rosi, die Antipodenkünstlerin, — deren Schwester, ein zartes Kind von acht Jahren, sich neben sie drängte, um auch etwas zu sehen. Unnutzig schob Rosi das Kind beiseite, das sich aber nicht abweisen ließ, sondern, geschickt wie ein Käzchen, der Schwester am Rücken hinaufkletterte. Die beiden waren die Kinder des Direktors. Draußen auf dem Hofe wurden Kühe aus dem Stall geführt, und der Knecht, welcher die Tiere trieb, blickte mit weit aufgerissenen Augen auf die beiden nie gesehenen zarten Gestalten hin, die sich mit kindlicher Grazie weit aus dem Fenster lehnten.

„Düde mich nicht,“ rief Rosi plötzlich aus. „Du stößt mir noch den Kopf ein, Tier. Mach' daß Du weiter kommst.“

Sie schüttelte sich so heftig, daß die Schwester von ihrem Rücken herunter fiel wie eine Raupe von einem glatten Stamm. — Am Tische lachten alle, während Minja, die kleine Abgeworfene, mit empörten Schluchzen durch die offen stehende Thür hinauslief.

Nettchen war ihr nachgefolgt. „Komm,“ sagte sie freundlich zu dem Kinde, das im Hausflur heftig weinend an die Kalkwand gedrückt stand. „Wir wollen ein wenig spazieren gehen.“

Sofort war Minja getörselt. „Bei die Kühe?“ fragte sie in ihrem Straßenkindsjargon.

„Auch dahin,“ sagte Nettchen, „wenn Du willst.“

Sie schritten über den sonnigen Hof in den Stall.

Der Knecht, welcher Heu in die Kaufen that, starrte die beiden fast blödsinnig an.

„Wir wollen uns ein wenig die Kühe ansehen,“ sagte Nettchen, indem sie ihm zunickte.

Leicht, mit ihrem freien, lebhaften Wesen schritt sie an dem wie verdummt Dastehenden vorbei.

„Ist der dämlich!“ erklärte die kleine Minja. „Du, Nettka,“ setzte sie dann enthusiastisch hinzu, „darf ich auf so eine Dicke reiten?“

Nettchen setzte das Kind auf den breiten Rücken einer platt

am Boden liegenden Kuh, die nicht einmal die Augen nach ihnen hindbewegte.

Der Knecht war hinzugekommen.

„Gutes Vieh,“ stieß er einleitend hervor, indem er zinnoberrot erglühte.

„Ja,“ sagte Nettchen, „und thut uns auch nichts — nicht wahr? Wie hübsch sauber Sie sie gehalten haben. Und der ganze Stall. Das glänzt ja nur ordentlich so.“

Das war so ihr Kunstgriff. Aller Welt, auch den ihr gleichgiltigsten Menschen etwas angenehmes zu sagen. Sie kannte genau den Schlüssel zu den Herzen der verschiedenen Menschen. Auf diese Weise zog sie siegend durch die Welt, überall dankbare, glühende und ihr ergebene Herzen zurücklassend.

Auch der blöde Knecht richtete einen Blick auf sie in dem alle Empfindungen lagen, die er wörtlich nicht auszudrücken verstand.

„Jetzt möcht' ich auch auf das Pferd!“ rief Minja, indem sie vergnügt mit ihren schlanken Beinen wippte.

Noch tiefer als zuerst erglühend ergriff der Knecht das schöne Kind und setzte es auf das Pferd.

Aber Nettchen drängte nun weiter. „Wir wollen uns auch den Garten ansehen,“ sagte sie.

Es zog sie eigentümlich hinaus in dieses Stück Frühlingswelt. Alle Bäume standen in duftigem Blütenzauber, und zarte, grüne Keime lugten aus den Gemüsebeeten. Zwischen den Sträuchern flatterte auf dichten Reinen blendend klare Wätsche, und es sah aus, als winkten die im Winde flatternden Hemdsärmel den lustig hin und herschaukelnden Schürzen zu.

Nettchen und das Kind gingen langsam zwischen den schmalen Wegen auf und ab. Oft bückte sich Minja, um einen Käfer, eine Blume oder einen Stein emporzuheben. Ihr bronzefarbenes Gesicht hatte sich leicht gerötet. Jede ihrer Wendungen war voll Anmut, und in froher Bewegung durften sich die schlanken Glieder ausdehnen, die von klein auf geknechtet, gerenkt und gedehnt und zu einer unnatürlichen Elastizität künstlich ausgezerrt worden waren.

Nettchen liebte dieses Kind; das ihr in vielem ähnlich war, wie sie alles Glänzende und Bestechliche liebte.

Sie waren an dem Zaun des Gärtchens angelangt und blickten auf die Landstraße hinaus.

„Sieh!“ schrie Minja, indem sie mit beiden Armen hinaus auf den Fahrweg wies, „da kommt Monsieur Seitre.“

Monsieur Seitre war die neue Spezialität, die sich der Direktor, durch seine guten Kassengeschäfte von Unternehmungsgeist erfüllt, aus Berlin hatte nachkommen lassen.

Nettchen erblickte einen großen, schlanken, jungen Mann, der auf einem blitzenden Zweirad die Landstraße dahergefahrt kam.

„Das ist Herr Seitre?“ fragte sie ganz perplex.

(Fortsetzung folgt.)

❖ Allerlei. ❖

Kosten des Lebensunterhalts in Amerika. Die landläufige Vorstellung ist die, daß der Dollar in den Vereinigten Staaten so viel bedeute wie eine Mark im Vaterland. Das ist freilich cum grano salis anzunehmen, wenn es auch in manchen Dingen, wie Droschkefahrten, Barbierarbeit, Zigarren buchstäblich zutrifft. Bäder berechnen in seiner für Engländer geschriebenen, also englische Preise berücksichtigenden Ausgabe die amerikanischen Reisekosten auf ein Viertel bis ein Drittel höher als in Europa. Das bietet aber keinen Anhalt für die Kosten einer amerikanischen Lebenshaltung. Wer die Vereinigten Staaten längere Zeit kennen gelernt hat, wird immer finden, daß die Preise dort nach oben hin sehr schnell progressiv steigen. Auf den untern Stufen ist der Unterschied gegen europäische Preise nicht so auffallend ausgeprägt: um so weit zu reichen wie in Deutschland mit 2000 Mark wird man in den Vereinigten Staaten 2500 Mark aufwenden müssen, aber 4000 Mark nach deutscher Lebensführung schwellen in Amerika schon zu 6000 Mark an, und 6000 Mark deutsch zu 10 000 Mark amerikanisch. Auf diese Weise gelangt man dann allerdings bald zu einem Verhältnis von 1 : 4, von Mark zu Dollar, aber auf solchen Höhen bewegen sich doch nur die wenigsten Reisenden. Der Grund dieser progressiven Steigerung liegt darin, daß der allgemeine Wohlstand eine Neigung zum Luxus erzeugt hat, durch den der Maßstab für ein standesgemäßes Leben außerordentlich in die Höhe geschraubt worden ist.

Künstler als Richter ihrer ersten Versuche. Ein paar drollige Anekdoten von zwei berühmten englischen Malern erzählt eine englische Zeitschrift. Der gefeierte Genremaler William Powell Frith, Mitglied der „Royal Academy“, hatte in seiner Jugend ein Selbstbildnis gemalt, dessen Existenz aber völlig vergessen, bis ein Freund ihn eines morgens im Atelier besuchte und behauptete, daß ein vorzügliches Bild von ihm in einem kleinen Laden in Great Portland Street ausgestellt wäre. „Es sieht zwar nicht im geringsten so aus, wie Du jetzt bist,“ bemerkte der Freund, „aber es kann Dir vor einigen Jahren ähnlich gewesen sein. Sieh es Dir doch an.“ Frith ging hin und fand sein eigenes Bild, das er vor 45 Jahren gemalt hatte, und er beschloß es zu kaufen, obgleich er keinen Schimmer von Erinnerung mehr hatte, es je gemalt zu haben. „Ah, ein Porträt,“ sagte Frith zu der Frau im Laden, nachdem er angeblich mehrere andere Werke geprüft hatte. „Wessen Porträt ist es?“ „Es ist das Selbstbildnis des berühmten Künstlers Frith.“ „Wie,

er muß ein älterer Mann gewesen sein,“ meinte der Künstler. „Einst aber war er jung,“ entgegnete die Frau. „Im, s' ist nicht viel los mit dem Bilde.“ „Dagegen machte jedoch die Frau Einwendungen. Sie forderte 400 Mark für das Bild. Nun schien Frith erstaunt. „Es hat uns fast ebensoviel gekostet,“ sagte die Frau, ohne eine Miene zu verziehen, „wir haben nur einen geringen Verdienst daran. Sehen Sie, es ist sehr wertvoll, weil der Künstler schon gestorben ist!“ „Gestorben!“ rief der Maler erstaunt aus. „Tot, meinen Sie?“ „Ja, am Trunk gestorben. Mein Mann war bei dem Begräbnis.“ Frith kaufte sein eigenes Bild zurück, aber er lebte nicht mehr lange, nachdem er so von sich als von einem Toten hatte sprechen hören. Auch Sir Joshua Reynolds, der berühmteste englische Porträtmaler des 18. Jahrhunderts, vergaß die Existenz eines seiner Bilder. Burke erhielt einst eine sehr frühe Arbeit von ihm, kam zu dem großen Künstler und unterbreitete ihm das Bild als die Arbeit eines jungen Schülers, der um den Rat des Meisters bitte. Reynolds betrachtete es lange und fragte dann: „Ist der Maler ein Freund von Ihnen?“ Burke bejahte es. „Nun,“ erwiderte der Künstler, „ich fühle mich wirklich nicht fähig, ein Urteil abzugeben. Es ist ziemlich geschickt; aber ob es genügend verspricht, daß der junge Mann sich daraufhin der Kunst widmen sollte, das kann ich nicht sagen!“ Sir Joshua hatte sein eigenes Werk ganz vergessen.

Die Grenze der Wüstenhitze. Foureau, der erfolgreichste Forscher der Saharischen Wüste während der letzten Jahre, hat in einem Reisebericht auf die in der Wüste herrschenden Temperaturen hingewiesen, wobei eine wesentliche und bisher unbeachtet gebliebene Thatsache festgestellt wird. In dem südlichen Teil der Sahara nämlich sind, obgleich das Gebiet dem Äquator doch noch näher liegt, die Temperaturen während der Sommermonate weniger hoch, als man sie erwarten möchte, und, was noch auffallender ist, weniger hoch als im nördlichen Teil der Wüste. Mit Ausnahme der Monate April und Mai und der ersten Hälfte des Juni, während welcher Foureau eine Maximalhitze von 44—46 Grad festgestellt hat, hat er wider Erwarten niedrigere Temperaturen gefunden. Im Juli stieg das Thermometer niemals über 41 oder 42 Grad und fiel in der Nacht bis auf 26 und gar bis auf 19 Grad. In derselben Jahreszeit hat Foureau in der nördlichen Sahara ungeheure Hitzegrade beobachtet, die bis und über 48 Grad stiegen und während der Nacht kaum jemals unter 30 Grad hinabsanken. Die Ursache dieser Verschiedenheit zwischen dem nördlichen und dem südlichen Teil der Wüste hat der Forscher selbst scheinbar noch nicht gefunden.

Unsere Bilder.

Die kleine Gratulantin.

Die kleinste Schwester bin ich,
Der Wildfang auch genannt,
Komm' heute aber sinnig
Im festlichen Gewand.

Ein Sträußchen band ich frühe
Im Morgen Sonnenschein.
Viel tausend gute Wünsche,
Die flocht ich mit hinein.

So nimm denn meine Gabe,
Ist sie auch klein und schlicht,
's ist alles, was ich habe —
Und aus ist mein Gedicht!

Die Durchbrennung einer 25zölligen Stahlplatte mittels glühender Kohlenstabe. Die Amerikaner haben ein neues Erfindergenie in der Person des Ingenieurs Hays in Chicago entdeckt. Er besitzt dort schon seit einiger Zeit eine Betriebsstätte, aber erst vor ganz kurzem ist sein Name plötzlich bekannt geworden, und heute sind die amerikanischen Zeitungen voll von seinem Ruhme. Er hat sich hauptsächlich und erfolgreich mit der Verwertung der Elektrizität in der Eisen- und Stahlindustrie beschäftigt. Mr. Hays hat die Kraft der Elektrizität entdeckt, den härtesten Stahl zu durchschneiden. Er war, so wird weiter erzählt, eines Tages gemächlich nach Milwaukee gegangen mit einigen elektrischen Apparaten, einem Kohlenstift und seinem Verstand, und er schnitt sich einen Weg durch ein Stahlthor, als wäre es ein Stück Käse. Wahrhaftig, allen Bankdirektoren wurde schmil bei dem Gedanken, daß Mr. Hays mit seinem Apparat ihre festesten Geldschränke leicht öffnen könnte.

Gemeinnütziges.

Gegen Nasenröte. Gegen Nasenröte empfiehlt sich ein öfteres Waschen der Nase mit einem Wasser, das aus einer Auflösung von zwei Gramm Borax in einer Unze Rosen- und ebensoviele Orangenblütenwasser besteht und das man auf der Haut eintrocknen läßt. Zwischendurch nimmt man zweckmäßig noch eine Waschung mit Kampferspiritus vor.

Feuerlöschmittel. Die holzindustriellen Betriebe sind besonders feuergefährlicher Natur und müssen daher sehr hohe Prämien bezahlen. Bricht in einer Möbelfabrik usw. Feuer aus, so wird in der Regel das, was nicht durch Feuer zerstört wird, vom Wasser zerstört. In neuerer Zeit ist man darauf aufmerksam geworden, daß die Kohlenensäure, wie sie in den Restaurants für Bierdruckapparate benutzt wird, vorzügliche Dienste als Feuerlöschmittel leistet. Die Kohlenensäure erstickt das Feuer sofort, sobald sie in den brennenden Raum einströmt, ohne die Nachteile des Wassers herbeizuführen, welches dieses als Feuerlöschmittel im Gefolge hat. Es wäre nun vorteilhaft, daß die holzindustriellen Kreise dieser Entdeckung ihr Augenmerk zuwenden würden und dürfte es sich empfehlen, außerhalb der zu schützenden Räume an entsprechenden Stellen, die leicht zugänglich sind, gefüllte Kohlenensäureflaschen anzuordnen und eine Düse von jeder Flasche nach dem Raum zu führen, so daß man nur nötig hat, im Augenblick der Gefahr die Ventile der Flaschen zu öffnen. Vielleicht wäre durch geeignete Vorkehrungen eine Herabsetzung der Versicherungsprämien zu erreichen.

Nachtsch.

1. Räffelsprung.

ver	sten		das	in		stin	die
der	stnd	uns	schön	gen	tief	still	uns
	wohn	lie	die	sturm	er	fügt	
glie	für	die	reu	beub	und	in	gen
und	der	te	us	kein	die	uns	stch
	der	nügt	lie	gar	stehn	brin	
um	doch	reim	wort	st	be	wand	ber
kein	ge		zu	ge		ju	nen

2. Verwandlungsaufgabe.

Maler. Arsis. Moses. Narbe. Nogat. Garde. Brief. Delos. Thema. Ernte.

Durch Ueänderung eines Buchstabens und Umstellung der übrigen ist aus jedem der obigen Wörter ein neues Wort zu bilden, so daß die mittelsten Buchstaben der neuen Wörter eine deutsche Universitätsstadt nennen. Die Wörter bezeichnen: 1. einen biblischen Namen, 2. eine Stadt an der Elbe, 3. eine Stadt im östlichen Frankreich, 4. einen deutschen Staat, 5. einen See in Ost-Europa, 6. einen Vogel, 7. einen geschickten Baumeister, 8. eine Stadt in England, 9. eine Stadt in Mittelasien, 10. einen Nebenfluß der Donau.

3. Räffel.

Verwüstung, Schrecken und Zerstörung
Bezeichnen immer meinen Pfad;
Nimm mir den Kern, so wirst Du finden
In Algier eine große Stadt.

4. Aufgabe.

Ger, Orden, Reue, Wein, Asche, Elle, Wald, Egel, Turm, Ohr, Loge, Inn, Ammer, Ehre.

Vor jedes der obigen Wörter ist ein Buchstabe zu stellen, so daß neue substantivische Wörter entstehen, deren richtig geordnete Anfangsbuchstaben einen berühmten deutschen Bildhauer nennen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Salat, Labor, Uhu, Tegethoff, Tabak, Göttingen, Abbera, Nochefer, Tarif. — Stuttgart, Frankfurt.
2. Adam im Paradiese.
3. Stammbuch.

Lustiges.

Der neugierige Unteroffizier.

„Will so'n Nilpferd, so'n Heuschke, na, ich mag mich nicht aufregen, so'n Kerl drei Tage Urlaub haben für die Kirmeß zu Haus! Sag mal, Mensch, wieviel bekommst Du denn von dem Mann, der Dich zeigt?“

Böse Ahnung.

A.: „Im Zoologischen habe ich eine Hyäne gesehen.“

B.: „Dazu brauche ich nicht in den Zoologischen zu gehen, die kann ich zu Hause manchmal auch sehen.“

A.: „Wie das? . . . Sind Sie vielleicht verheiratet?“

Weiblich.

Er: „Wenn Du mich absolut nicht leiden kannst, würde ich mich scheiden lassen!“

Sie: „Ja — damit Du wieder eine andere heiraten kannst.“

Der launige Herr Lehmann.

Bewerber: „Herr Lehmann, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Klara.“

Lehmann: „Bedaure, hat keine Hand frei, spielt gerade mit ihrem Bräutigam vierhändig.“

Angenehmer Irrtum.



„Denken Sie, mein Mann ist so ungebildet, der verwechselt immer mich und mir!“

„Und meiner ist noch ungebildeter, der verwechselt immer mich und das Stubenmädchen!“

Der Gipfel der Einbildung.

Leutnant A.: „Warum läuft Fräulein Hübschmann nur immer fort, wenn sie Dich sieht?“

Leutnant B. (mit kaltem Achselzucken): „Was weiß ich? . . . wird ihre Schwäche und meine Unwiderstehlichkeit kennen!“

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: Sie sind schon unzählige Male vorbestraft!“

Angeklagter (bescheiden): „Aber auch bereits einige Male freigesprochen worden!“

Ein echter Proh.

Gast: „Kellner, eine Postkarte!“

Kellner: „Zu zwei, fünf oder zehn Pfennig?“

Gast: „Zu zehn Pfennig natürlich!“

Ein nettes Pflänzchen.

Mutter: „Fritzchen, wo bist Du?“

Fritzchen: „Im Garten!“

Mutter: „Aber Junge, Du steckst ja bis über die Knie im Schmutz!“

Fritzchen: „Ich hab mich selbst eingepflanzt und will nun sehen, ob ich wasche!“

Bescheid gesagt.

Schusterjunge: „Meester, wie heißt et eigentlich — der Lach, die Lach oder das Lach?“

Meister: „Däm-Lach!“

Das Unmögliche.

Ein sehr kahler Herr liegt girend zu den Füßen einer Dame. „Oh, ich bete Sie an! Für Sie würde ich das Unmögliche wagen!“

„Gut, geben Sie mir eine Haarlocke.“